

**Marienchor gefällt hörbar
durch entschlackte Stimmkultur und technische Disziplin**

Jeder Ton wird ausgesungen

Es war eine mehrfache Premiere: Erstmals stand die Pfarrkirche Born auf dem Spielplan des OstbelgienFestivals, erstmals auch gab es die Kombi »cantare e sonare« - und dies mit zwei Ensembles, die dank des Festivals überhaupt erst zueinander fanden.

»Wenn die Musik in den Keller hinabsteigt, um zu klingen...« - so ließe sich eine Begegnung skizzieren, bei der der Marienchor Eupen und der Posaunenchor Lüttich während zwei Stunden ebenso überraschende wie erfreuliche Reize der »tiefen Register« zutage förderten.

Und sie schürften überaus erfolgreich - besonders die 35 Sänger des Marienchores, der für dieses erstmalige Gastspiel im Rahmen des OstbelgienFestivals die Latte hoch gelegt hatte. Werke wie »Der Sonnengesang« (?) von Rudolf Desch, »Der Tambour« von Hugo Distler, »Le Vent« von Jean-René Quignard oder auch »Pâike vajus Pâmapuule« des Esten Gustav Ernesaks zeigten eindrucksvoll auf, dass sich der Chor unter Heinz Piront gerade im Repertoire des 20. Jahrhunderts (neue) Meriten verdient hat.

Sonorer Tiefgang

Gerade im schlichten, ja typisch baltischen Tutti entfaltete der Dirigent - seit knapp acht Jahren beim Marienchor am Pult - sein ausgewiesenes Gespür für polyphone Phrasierung, seine (frühe) Vorliebe für rhythmische Prägnanz sowie sein beständiges Streben nach vokalem Tiefgang. Und selbst ein »Klassiker« wie »O salutaris hostia« aus der Feder von Willy Mommer sen. offenbarte nachdrücklich die entschlacktere Stimmkultur des Chores im Jahr seines hundertsten Geburtstages - eine vokale Qualität, die dank harter technischer Arbeit in der Ära unter dem Ameler Musiker hörbar gereift ist. Dank einer äußerst nuancierten und individuellen Tonsprache und der akustisch ausnivellierten Platzierung des »kleinen« Chores gewann die Mottete an neuer, gehaltvoller Aussage.

Eine technische wie vokale Herausforderung ist »Der Sonnengesang« von Rudolf Desch, ein drohendes »Fallbeil« bei jedem internationalen Wettbewerb. In Born lebte das Werk (nach einer Vorlage von Dante Alighieri) einerseits von der ausgewiesenen Modulationsfähigkeit, andererseits von der rhythmischen Disziplin. Aber selbst wenn das kraftvolle »Gelobet sei Gott« im präsenten, aber nie überzogenen Forte das Ausrufezeichen setzte, war es für den Rezensenten vor allem die dynamische Ausgestaltung der tonalen Struktur - mit sicherem Gespür für die Intentionen des Komponisten. Hier zeichnete der Dirigent treffend die dramaturgische Linie nach, erzeugte - besonders auf dem Fundament der sonoren Bässe - packende, religiös angehauchte Emotionalität.

Tönendes Instrument

Überhaupt fußte die klangliche Souveränität stärker auf den ruhigen Melodiebögen, wie etwa im lautmalerischen »Le Vent«, wo Heinz Piront die Stimmen gekonnt schwingen ließ -

ohne merkliche Intonationstrübungen. Stets blieb der Ton abgerundet und samten, gab es keine Schärfen in der Konturierung, strahlten die Texte im Licht warmer Farben. Weniger gelungen war in meinen Augen respektive Ohren dagegen »Loch Lomond«, jene bekannte Weise von der Insel, die im Satz von Ralph Vaughan-Williams - »konzipiert« für ein kleines, ja fast solistisch besetztes Vokalensemble - sicher ihre Reize hat, in der Interpretation des Marienchores aber zu pomadig wirkte und im Ausdruck zu breiig daher kam.

Mit zwei getragenen Weisen aus dem russischen Folklorefundus klang ein Abend aus, bei dem sich der Marienchor als warm tönendes Instrument betätigte, dem der Dirigent Platz ließ für Atem und Ausdruck - mal in harmonischer Genügsamkeit, mal in romantisierendem Elan, allemal aber in lebendiger Artikulation. Unter Heinz Piront hat der traditionsreiche Chor vorrangig eines - wieder - gelernt: Jeder Ton wird ausgesungen. Wenn zudem die vorgegebenen Tempi nicht beliebig über Bord gekippt werden, wird selbst ein »Shanty« im Satz von William S. Dawson zum künstlerisch spannenden Erlebnis.

© Norbert Meyers, GrenzEcho, 28. April 2005